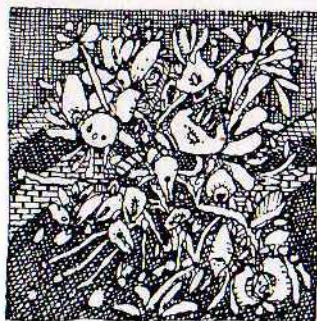
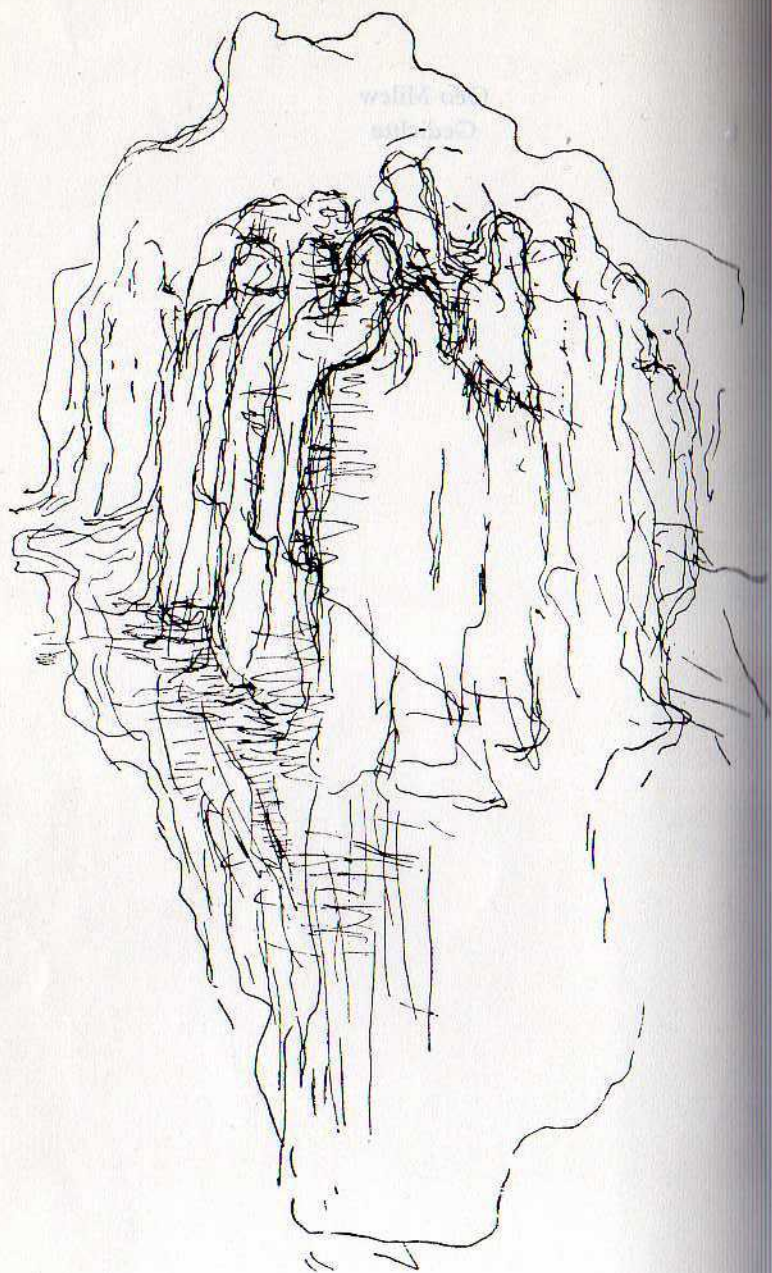


GEO
MILEW



TAG DES ZORNS

Gedichte



Inhalt

Vorabend

Erfüllt von eitlen Lärm	11
Abendruhe	12
Abkehr	13
Ein festlicher Tag	14
Herbstabend	16
Dresden	17
O Regen traurig	18
Ballade	19
Tagebuch	20

Der grausame Ring

Doiran, 1916	23
Mein Kopf	26
Meine Seele	28

Unrosa Prosa

<i>Drama</i>	31
<i>Zöglinge</i>	32
<i>Invaliden</i>	33
<i>Glaube</i>	34
<i>Savonarola</i>	35
<i>308</i>	36
<i>Aufruf</i>	37
<i>Marseillaise</i>	38
<i>Liebe</i>	40
<i>Tod</i>	41
<i>Begräbnis</i>	42

Aus dem Kleinen Expressionistischen

Kalender für 1921

<i>Januar</i>	43
<i>Februar</i>	44
<i>März</i>	45
<i>Juni</i>	46
<i>Juli</i>	47
<i>September</i>	48
<i>Oktober</i>	49
<i>November</i>	50
<i>Mai</i>	51

Die Flamme

Die Hölle	57
Tag des Zorns	68
<i>Бѣди готов!</i>	72
<i>Sei bereit!</i>	73
September	74

Die wichtigsten Daten aus dem Leben

Geo Milews	93
----------------------	----

Wesselin Andreew: Verwegen und stark

(Deutsch von Wolfgang Köppe)

Quellenverzeichnis	113
------------------------------	-----

Geo
MILEW
Tag des Zorns



Verlag Volk und Welt
Berlin

Aus dem Bulgarischen
Herausgabe und Nachdichtungen von Wolfgang Köppe
Das Poem „September“ wurde von
Norbert Randow und Martin Remané nachgedichtet
Mit ausgewählten Originaltexten
Mit einem Essay von Wesselin Andreew
Illustration auf Seite 4
von Nuria Quevedo

1. Auflage

© Verlag Volk und Welt, Berlin 1975

(deutschsprachige Ausgabe)

L. N. 302, 410/36/75

Printed in the German Democratic Republic

Alle Rechte vorbehalten

Einbandentwurf: Horst Hüssel/Lothar Reher

Satz, Druck und Einband:

Offizin Andersen Nexö, Graphischer Großbetrieb, Leipzig III/18/38-5

LSV 7245

Bestell-Nr. 646 894 4

EVP 4,80

Уб. Хриш
де му ми
прези
за Верни?
Сабра 17. XI. 92

Др. Иване,
попуших се да напишам писмо, ти с
2-те сужаботеници. (Сужаботе-
рецијата со мого добри и ги
познати сур в аџи дрои, кои
твора дос. уште аџи познати (32 ур.)
Којко го добриш аџи мисли сур.
и Врши, нџа каџа друго да ка-
ра, овеи да ги благодари чекрено.
Ако мислиш, ќе рече прџаботеница
"аџи. 1-во В." е место и џаботени-
ца, 2-во. ако мислиш ти мисли прџа-
ботеница, кои, бџа мисли
да внесат новедна. 3-во. годни-суми
-добри. 4-во. прџи 2 години се мисли
ме да реализираме јури идеџи, неџи на-
правиме к. во Верни аџи. 2-во — не
убоџиме. Сега ср. Верни, се мисли аџи

Vorabend

Das Licht der Abendsonne
schien durchs Fenster herein
und ließ die Blumen
mit ihren Farben leuchten.

Die Luft war kühl und frisch
und ließ die Herzen leicht
wie Federflügel sein
und ließ die Gedanken fliegen.

Die Sterne waren hell und klar
und ließ die Nacht so schön
und ließ die Liebe sein
und ließ die Hoffnung fliegen.

Erfüllt von eitlem Lärm und dennoch leer
reihet quälend sich die Kette meiner Tage.
Und jeder Tag, der mir den Rücken kehrt,
weiß nichts als weitre Leere anzusagen.

Es naht ein Tag, der mit der Urgewalt
von Leidenschaften, Mißgunst, eitlem Streben
hinfortreißt meine irrende Gestalt
und endet mein verfluchtes Erdenleben.

Dann schlaf ich irgendwo ganz leise ein –
nach soviel Leiden, Klagen und Erregen.
Und kaum wird einer sein, der meinetwegen
sich eine Träne aus dem Herzen weint . . .

1911

Abendruhe

Sonnenball erzittert,
purpurrot verglühend
taucht er erdenwärts . . .
Langsam weicht das Gitter,
das des Tages Mühen
schlossen um mein Herz.

Junger Mond heißt milde
himmelhoch sein Zeichen –
Sichel silbergold.
Abendliche Stille
fängt mich ein und schmeichelt
mir die Seele voll.

Ruhe . . . Ich genieße
ihren Zauber, fühle,
wie mir schwindlig wird . . .
Weiß jedoch, daß diese
trügerische Stille
einen Sturm verbirgt.

Finstre Träume schwelen
tief im Herzen, gären,
reifen unentdeckt . . .
Unter leisen Wellen
tief in stillen Meeren
sich der Sturm versteckt.

1911

Abkehr

Für große Taten hat mich Gott begabt.
Er sandte mich, zu gehen und zu wandeln,
auf daß ich fortan durch mein Tun und Handeln
die mir verliehne Gabe weitertrag.

Auf daß sich über alle Welt verbreite
das Hohelied von Gottes Gnadentum,
lobpreisend Seine Größe, Seinen Ruhm,
die Menschen tröstend, welche Elend leiden.

Zu edlen Taten also auserkoren,
begann ich, jung noch, meinen Weg zu gehn . . .
Und war doch bald gezwungen einzusehn:
o weh, ich predigte nur tauben Ohren!

Ich kehrte mich erst ohnmachtsmüde ab –
enttäuscht, als Dichter nicht gehört zu werden.
Danach beschloß ich, anderswo auf Erden
das Lied zu singen, welches Gott mir gab –

– jedoch: statt Ihn und Seine Huld zu preisen,
soll meine Kunst der Menschen Nöte geißeln!

1912

Ein festlicher Tag

Heut ist ein Festtag, historisch und würdig,
wie er seit Menschengedenken nicht war.
Auf seinem Weg zu dem Gottesdienst wird sich
durch diese Straße bewegen der Zar!
Dichtgedrängt stehen die Massen des „Volkes“,
harrend des Zaren und seines Gefolges.

Wogende, stoßende, schiebende Scharen,
puffend und knuffend, die Hälse gereckt . . .
„Immer hübsch friedlich! Und Ruhe bewahren!
Habt wohl zu lange den Stock nicht geschmeckt?“ –
„Vor uns die andern, die drängeln und boxen!“ –
„Sehen kann jeder. Vernünftig, ihr Ochsen!“

„Nichts kann ich sehen. Los, rück mal ein Stückchen!“ –
„Ich? Warum ich?“ – „Leute, schiebt nicht so wild!“ –
„Herrgott im Himmel, ich werde ersticken!“ –
„Daß dich der Satan! Halts Maul und sei still!“ –
„Tätest wohl lieber, anstatt hier zu schwitzen,
faul in der türkischen Badstube sitzen?“

„Richtig. Was haben wir hier schon zu schaffen?
Wer das noch freiwillig tut, ist ein Narr!
Dastehn und schwitzen und warten und gaffen –
wissen wir nicht, wie er aussieht, der Zar?“ –
„So was zu denken, Gevatter, ist Sünde!
Könnten wir Armen denn anders Glück finden?“

„Leute, sie kommen! Der Zar, er soll leben!“ –
„Nichts als Soldaten!“ – „Die gehören dazu!“ –
„Wo ist der Zar?“ Und die Kehlen erbeben,
um Majestät zu bejubeln ...

Doch im Nu
braust sie im Wagen vorbei wie Gewitter.
Von dem „Hurra!“, das den Erdkreis erschüttert,
kommt nur die Hälfte.

Es bleibt bei dem „Hu ...“

1913

Herbstabend

Je pleure les lèvres pansées

Des Himmels Lasurblau verliert sich, geht unter, ich weine ...
Ich weine um Tränen der andern, geweint ohne Trost,
um bleiche, erkaltete Lippen der andern, ich weine
um Schritte der andern, verhallend in Dämmer und Frost.

Ich warte vergebens auf dich, und ich warte seit langem ...
Vereist ist der See, ohne Leben, verödet. Es streifen
drei einsame Enten, verharren, sie warten seit langem,
verzweifelte Eisaugen starren, bemüht zu begreifen

mich und die bläßlichen Blätter, die betend ersterben,
die kränkelnden Zweige mit Köpfen, todtraurig gesenkt,
die hitzigen Tränen, verurteilt in Ohnmacht zu sterben,
die trostlosen Wälder, mit Netzen aus Nebel verhängt.

1914

Dresden

Ich habe Angst vor diesem Lachen,
vor dieser bösen Lustigkeit,
ich habe Angst, wie mir die Frauen
ihr Kichern in die Ohren schrein.

Gelächter folgt mir unablässig
wie ein betrunken Tamburin,
ich habe Angst, mich umzuschauen,
in buntes Wimmeln eingezwängt . . .

O grelles abendliches Lachen,
das mich so gnadenlos beschreit,
was meint es: Freude – oder Spotten
auf unbrauchbare Traurigkeit?

1915

O Regen traurig, Regen unermesslich –
Gewässer, das die Straßen übertanzt!
Entblößt und frei und trunken und entfesselt,
jedoch mit schwarzer Maske, tanzt du deinen sinnentleerten

[Trauertanz!]

O Heiterkeit mit Larve! Traurigkeit, mit keckem Übermut maskiert!
O heitres Weinen! Tanz zum schluchzenden Gesang des Zymbals!
O Abend, in der Finsternis empfangen, doch erleuchtet und verziert
von Regen wütendweiß. O Regen! Clown in eines Trauerzuges

[Karneval!]

Du strömst – Gelächter, Strahlen – und bist weiß und wie von

[Sinnen,

Gewässer, das die Straßen überwallt!

O Abendregen! Sprühst dein weißes Linnen
hin über diese Stadt auf schwarzem Katafalk.

Ballade

Leichengleich bleich und gebrochen
liegt über weißer Schwelle der Mond.
Geschrieben steht dein gequältes Geisterzeichen –
ein kühnes Bild, mich erreichend
durch Dunkel, Haß und Hohn –
über der Schwelle, aus Mondeseis gestochen.
– Kalt liegt der Mond.
Die herbstlichen Gräber gähnen verloren –
o blinde Fenster, tote Tore,
greise Ertrunkene, urferne Ahnen,
umschleiert vom toten Feuer der Sternenbahnen.
– Die herbstlichen Gräber gähnen vergessen.
Auf blitzte in fernen Augen jäh das Messer –
augenblicks umkreiste es die Welt.
Jäh des Messers Pfiff den finstern Traum zergellt –
vom Pfiff des Winds um Mitternacht davongetragen . . .
Und auf gleißend weißer Wand
geistert Leid weissagend
unter fahlen Strahlen eine blutige Hand.

– Kalt liegt der Mond.

Tagebuch

Leb wohl. Es ist bereits zu spät.
(Ich liebe dich. Die Liebe ward verloren.)
Wozu dich noch mit Leidenschaft umflore?
(Ich bin verblaßt und längst vom Wind verweht.)
Es ist zu spät für ein Zurück.
Der Tag. Die Nacht. Und du. Und ich.
Und dein zu spät geschenktes, banges
Lächeln, voller Trauer aufgefangen
in den Pokalen deines Blicks . . .
O Abend, unfruchtbar und leer!
Mein Herz erwartet kein Geheimnis mehr.
Es zweifelt nicht. Sieht ein. Versteht.
(An diesem blassen Abend ich – unkenntlich,
die Blässe aber ist unendlich!)
Leb wohl. Es ist bereits zu spät.

Der grausame Ring

Die Welt der Menschen war ein Meer, und die Erde
war der kalte Boden, auf dem das Meer stand.
Die Menschen waren die Fische, die das Meer bedeckten,
die Erde war der Boden, auf dem das Meer stand.
Die Menschen waren die Fische, die das Meer bedeckten,
die Erde war der Boden, auf dem das Meer stand.

Ich bin ein Fisch, der im Meer lebt,
ich bin ein Fisch, der im Meer lebt,
ich bin ein Fisch, der im Meer lebt,
ich bin ein Fisch, der im Meer lebt.

Ich bin ein Fisch, der im Meer lebt.

Die Welt war ein Meer, und die Erde
war der kalte Boden, auf dem das Meer stand.
Die Menschen waren die Fische, die das Meer bedeckten,
die Erde war der Boden, auf dem das Meer stand.
Die Menschen waren die Fische, die das Meer bedeckten,
die Erde war der Boden, auf dem das Meer stand.
Die Menschen waren die Fische, die das Meer bedeckten,
die Erde war der Boden, auf dem das Meer stand.
Die Menschen waren die Fische, die das Meer bedeckten,
die Erde war der Boden, auf dem das Meer stand.

Und ich bin ein Fisch, der im Meer lebt,
ich bin ein Fisch, der im Meer lebt,
ich bin ein Fisch, der im Meer lebt,
ich bin ein Fisch, der im Meer lebt.

I

„Du wirst der Mutter Märchen vergessen, und die Lieder, und das holde Lächeln, welches unter deiner Maske leuchtet. Ein bewußtloser Tänzer bist du heute: zum boshaften Takt einer Teufelsgeige. Ein herzloser Gram kündet ohne Hoffnung: Jegliche Zärtlichkeit durchbohre ich mit herzloser Hand.“

Jetzt sind wir im dreizehnten Monat unseres unglücklichen Jahres ohne Frühling. Schließet die müden Augen, und eines lasset uns alle nachsprechen, lasset uns beten:

„Rette, o Herr, deine Knechte!“

2

Da standen wir, kalt und versteinert, und als wären wir nicht auf der Erde. Wir hingen in der Luft wie Eiszapfenquasten. Wir glichen alten ägyptischen Bildnissen mit gelben Gesichtern und starren Gliedmaßen. Versteinert standen wir, ein verängstigter, seelenloser Haufe – als plötzlich einer von uns taumelte und mit einem Schmerzensschrei uns zu Füßen stürzte. Mit einem Schrei, ähnlich der Klage eines Nachtvogels. Es war aber nicht Nacht. Und wir sahen, wie aus der klaffenden Wunde des Stöhnenden unaufhaltsam dichtes, schäumendes Blut sprudelte. Kaum hatte er vermocht, „Ich sterbe!“ zu schreien, sahen wir durch den schwarzen Rauch einer neuen Granate: Über ihn hin fiel wie gemäht ein anderer von uns; sein Kopf war rot, und auf unsere Hände spritzten Fetzen blutigen Hirns.

Und jemand zerrte uns zurück – entsetzte Geschöpfe mit weit aufgerissenen Augen.

Über unseren Köpfen schwankte und dröhnte unaufhörlich das steinerne Gewölbe des unterirdischen Stollens, in dem wir uns verborgen. Wir hockten gleichsam in dem feuchten Verlies eines Totenschlosses, das schwer über uns zusammenstürzte. In dem schmalen Stollen aus Stein hielten wir uns verborgen, eng aneinander gedrängt, aneinander geschmiegt – und dennoch spürte niemand einen anderen neben sich. Wir hockten unbeweglich, furchtschauernd – und dennoch flohen wir, flohen. Wie verzweifelte Gladiatoren, hilflos und ohnmächtig sich in den entferntesten Winkel der Arena duckend, wo ein Unsichtbarer auf sie einpeitscht mit einer gewaltigen Feuergeißel, und sie sinken nieder, irrend, versuchend zu fliehen, nicht wissend, wohin sich verkriechen.

Wir flohen entsetzt, blieben stehen, flohen weiter und konnten doch nirgendwohin entfliehen. Nirgendwohin! Über uns hing die Angst, zwei große schwarze Flügel beschatteten uns. Das steinerne Gewölbe über unseren Köpfen krachte unaufhörlich, und wir warteten, daß endlich die Nacht hereinbrach.

4

O Gott! O du mein Gott!

Wer ist diese Frau, die sich unerschrocken unter uns bewegt, mitleidig vor einem jeden verweilt und sich schweigend wieder entfernt? Ihre Kleider sind aus schwerem schwarzem Stein, ihr Gesicht aber ist grau wie Asche. Wer ist es? Meine Mutter? Wer hat es gesagt? Meine Mutter! Ich nähere mich ihr, betrachte sie entsetzt. Sie reicht mir ihre Hand. Mutter, die Hand ist sehr kalt! Sie schaut mich an. Nur einen Augenblick lang. Ihre Augen sind tief wie der

Himmel im Herbst. Ihre Augen sind voller Tränen. Sie
lächelt. Dann verschwindet sie jäh. Die schwarze Frau.

5

Wir erheben uns, unentschlossen wie Gespenster aus einem
Grab . . .

Голова моя — темный фонарь
с перебитыми стеклами

Sascha Tschorny

Mein Kopf -

blutige Laterne mit zertrümmerten Gläsern,
ausgesetzt, vergessen

in Regen, Nebel, Kälte
auf mitternächtlichem Felde.

Ich - gefallen an Höhe 506,
auferstanden zu Paris und Berlin.

Es zählen nicht Jahrhunderte,
es zählen nicht Stunden -

es zählt allein das Jetzt!

Über dem letzten Frühling pfeifst du gierig und kühn:
o Degen, der du die Netze
aus blutigen Tropfen zerfetztest
inmitten finsterer Nacht -

doch blinde göttliche Macht
sammelt Stück für Stück sie

flickt sie

fügt sie

führt sie schweigend an das gewesene Gespenst . . .

O Sphinx, erbarmungslos gelassen

erstarrt in der kalten Grimasse

des Spötters -

dumpf in die Höhe ragend

stumm für des Ödipus Fragen,

des ewig geblendeten Bettlers:

des geprellten

gefällten

Helden –

ausgesetzt, vergessen

in Regen, Nebel, Kälte.

Meine Seele

O Schmerz! O blutige Flecken!

O weinende

Fahnen des Elends!

Meine Seele verlor ihre Reinheit.

Meine Seele vergaß ihren Traum.

Meine Seele verlor. Meine Seele vergaß.

Meine Seele ist keine mondleuchtende Nacht.

Meine Seele ist eine schwer, bitterlich regnende Nacht.

Meine Seele ist eine finstere, dumpfe Gasse

mit Türen, an denen käufliche Weiber winken.

Meine Seele ist selbst ein käufliches Weib worden.

Meine Seele ist eine verlorene Vorstadt

mit verdorrten traurigen Kindern in den Straßen.

Meine Seele ist das stumpfe Stöhnen eines hungrigen Volkes.

Meine Seele ist ein Haufen von zerfetzten Leichen,

mitten in einer Blutlache,

drin die Granate platzt.

Meine Seele ist ein blutverrosteter Drahtverhau,

darin ein toter Soldat hängt.

Meine Seele ist nicht meine Seele.

Meine Seele ist in die blutigen Hände

eines grausamen Herrschers ausgeliefert;

der hat sie zerrissen,

hat sie zerfetzt.

Meine Seele ist die weinenden Fetzen einer Fahne des Elends.

O weine, weine, weine!

Weine aus!

Weine auf!

Weine wild!
Beweine! Weine!
O Wut! O zerknickende Ketten! O brausende Wogen des Pogroms!
Meine Seele verlor ihre Sanftmut.
Meine Seele vergaß ihren Tempel.
Meine Seele verlor. Meine Seele vergaß.
Meine Seele ist eine rasende Mänade,
 Geschwür und Aussatz mit den Fingern reißend, wegwerfend.
Meine Seele ist ein unerwarteter Sturm
 plötzlich in einem Urwald von Lügen.
Meine Seele ist Bunt, meine Seele ist Pogrom.
Meine Seele ist ein Fegefeuer.
Meine Seele ist eine brennende Fackel,
 geschleudert in die Herzen.
Meine Seele ist der wütende Ansturm
 einer verzweifelten Menge, die reißt, die brennt,
 die bricht!
O brich, brich, brich!
Brich aus!
Brich auf!
Brich ab!
Brich an!
Zerbrich! Brich! Brich!
O Licht! O helles Lied der Flamme!
O Aufschwung des Geistes!
Meine Seele verlor ihren Mißmut!
Meine Seele ist voll von feierlichen Fackelzügen.
Meine Seele ist voll von leuchtenden, brandtragenden Armen.
Meine Seele ist eine hohe Lohe,
 drin die Augen Tolstois mit durchstechendem Blick.

Meine Seele ist der helle Morgenruf des Hahnes.
Meine Seele ist ein leuchtender Anruf. –
O leuchte, leuchte, leuchte!
Leuchte auf!
Leuchte laut!
Erleuchte! Leuchte!

Die deutsche Textfassung dieses 1919 in Berlin entstandenen Gedichtes
stammt von Geo Milew selbst.

Drama

Herr Arc begibt sich eine unbekannte Treppe hinauf. Er weiß nur: 3 Uhr nachm. Fr. Barck Nr. 17 – aber welche Etage?

Ein unbekannter Herr kommt die Treppe herunter: Herr Barck.

Herr Arc Entschuldigen Sie, bitte, wohnt hier Familie Barck?

Herr Barck (zieht, ohne zu antworten, einen Revolver und erschießt Herrn Arc)

Herr Arc (kollert die Treppe hinab – bis zur untersten Stufe – und verschwindet)

Herr Barck (bleibt unbeweglich oben auf der Treppe stehen, mustert fassungslos die rauchende Mündung des Revolvers) –

Eigenartige Situation.

Im ganzen Haus Stille. Nicht ein aufgeschrecktes Gesicht zeigt sich irgendwo an einer Wohnungstür. Niemand eilt von draußen hinzu.

Es vergehen fünf Minuten.

Am Tatort keinerlei Polizei.

Herr Barck (begibt sich die Treppe hinab) –

Keinerlei Leiche.

Draußen auf der Straße dröhnt ungerührt fort das gleichförmige Gelärm der Wagen, Kutschen, Straßenbahnen und Marktschreier.

Vorhang.

Herr Arc (küßt der lächelnden Frau Barck verliebt die Hände).

Das katholische Mädchenpensionat hat Ausgang. Schüchterne Mädchen in neuen dunkelblauen Kleidern und schwarzen Schürzen, geordnet zu einer langen Zweierreihe. Milchig-rosige Gesichter ohne Lächeln, verschleiert von der zarten Wehmut heimlicher Sehnsüchte.

Hinter ihnen schreiten zwei katholische Nonnen mit gestärkten weißen Hauben, lange Rosenkränze am Gürtel.

Das Mädchenpensionat spaziert durch die lärmende Menge aus zufriedenen Männern und gepuderten Frauen. Junge Herren mit Chrysanthemen am Rockaufschlag und Spazierstöckchen werfen lüsterne Blicke auf die milchig-rosigen Gesichter der Mädchen. Die zarte Wehmut heimlicher Sehnsüchte verdichtet sich auf ihren Gesichtern zu bleicher Scham.

Auf der anderen Straßenseite kommt ihnen eine Gruppe Kinder entgegen, gekleidet in grobes Grau – Kriegswaisen. Sie begleitet eine altmodisch gewandete Dame, benetzt von der Nässe der zerquälten Kinderaugen.

Die Mädchen aus dem katholischen Pensionat mustern bekümmert die grauen Kinder.

„Die armen Kleinen! Wie blaß sie sind!“

Die milchig-rosigen Zöglinge des katholischen Mädchenpensionats gehen weiter durch das sonntägliche Volksgedränge.

Die Straße birst vor lüsterbem Lachen, bunten Damenhüten, seidenen Strümpfen und goldstichig aufreizender Frühlingsluft.

An einem großen Tisch mit reinlichem Tischtuch sitzt ein regloser Menschenball in blau-weiß gestreiftem Hemd. Die Ärmel baumeln hohl: ohne Arme. Die Hosen sind kurze Beutel: ohne Beine. Den Hemdkragen zierte eine rote Kugel: ein Kopf ohne Augen, ohne Nase, ohne Ohren. Nur zwei gerötete Löcher vorn, darunter eine dunkle Öffnung und noch weiter unten zwei Reihen entblößter Zähne.

In der Ecke steht ein Arzt in langer weißer Robe. Er betrachtet Photographien, zeichnet mit einem Bleistift flink Finger an die Ohren, Augenbrauen an die Lippen, Füße an den Kopf.

Durch den langen, mit buntfarbigen quadratischen Platten ausgelegten Korridor hüpfen große lebende Bälle. Menschenbälle. Menschen ohne Beine, mit den Händen sich vorwärtsbewegend in ungeordneter lauter Reihe. Lange, farblose Gesichter mit eingefrorenem Lachen in den Augen.

An der kahlen Wand prangt ein großes Kaiserbild. Links und rechts von ihm hängt je ein stolzer General. Drei Bilder in Goldrahmen, geschmückt mit den schwarz-weiß-roten Farben. Die Reichsflagge zittert nervös zum dumpfen Unisono aus Trommelfeuer, detonierenden Granaten und Schrapnells.

Vor der Wand gegenüber stehen schweigend Spalier achtzehn Paar Krücken und vier Holzbeine.

Vom Ende des Korridors schlägt eine Uhr eindringlich zwölf.

Glaube

Verunsicherte, Verzweifelte, Niedergeschlagene, Irrende,
Traurige, Hilflose, Elende, Zermürbte, Erloschene, Ver-
endende, Sterbende.

– Europa –

ein Bild verbleibt euch: Glaube und Hoffnung: der große
grobe Mann mit Hammer und blauer Bluse.

(Wann werdet ihr ihm Liebe geben.)

Hungrige, Arbeitslose, Seh nende, Gierige, Verlöschende,
Verlierende, Brotlose, Mittellose, Nackte, Verstümmelte.

– Europa –

ein Bild verbleibt euch: Liebe und Hoffnung: der rauhe
Mann mit der Sichel in der Hand.

(Wann werdet ihr ihm Liebe geben.)

Hinter den schwarzen Schornsteinen der abendlich stillen
Fabriken schneidet sich in den Himmel des Neumonds
silberne Sichel.

Highlife der gesellschaftlichen Wohlanständigkeit. Beau monde der sensationellen Skandale. Ausgepiffene Suite der geheiligten Ordnung. Garde des gesetzlichen Diebstahls.

Sauber und reinlich

peinlich

geschniegelt

gebügelt

gestriegelt

die Westen weiß

superweiße

Weißgardisten.

Priester des Mammon. Jünger des Moloch. Pilger des toten Gewissens. Helden der käuflichen Umarmungen. Ritter von Mani- plus Pediküre. Champions der Wohltätigkeitsbälle.

Snob.

Mob.

Mops. Mopsi.

Commis voyageurs der staatlichen Sicherheit. Sprachrohre höchster nationaler Interessen. Schützer der Verfassung. Gelbe Detektive der Presse. Recken der Spekulation. Trabanten der Pogrome. Argonauten der Aktienpakete. Apostel der wahren Volksmeinung.

Das Leben ist Traum.

Wahrheit ist allein im Himmel.

Die Erde ist schwarz.

Bannertragende Rhapsoden einer toten Zeit. Konquistadoren der Zivilisation. Husaren des Plünderns. Legale Legaten des Friedens.

Prätorianer der Schande.

Вий! Бий! Бий! —

барабани

тръби

камбани

— буди!

Избухни сред въртоп от тревога, стихийно сърце!

Хвърляй с безумни ръце в сърцата, в главите

главни от възторг

бомби от бунт

пурпурни топки от смут

— луди луни и слънца! —

Възкръсни просветлен сред великия ден на човека.

Лазаре, стани!

Aufruf

Schlag! Schlag! Schlag!

Weck aus dem Schlaf

Trompeten

Trommeln

Glocken –

lodre auf im Wirbel des Alarmes, du armes Herz!

Schleudre mit wilder Hand in die Herzen, die Köpfe

begeisternden Brand

Scheite des Aufstands

Bomben der Empörung

des Ungehorsams purpurn klirrende Kugeln

das Feuer irrer Monde und Sonnen!

Geläutert ersteh auf zu neuem Leben –

an des Menschen Großem Tage . . .

Wahrlich, ich sage:

Lazarus, steh auf!

Ende. Aus. Ausgetreten die Revolution. Im letzten Stadtviertel umzingelt die letzten Kämpfer. Verbarrikadiert in dem großen Gebäude der „Roten Fahne“.

Hoch über dem Dach weht noch immer stolz eine große rote Fahne im stürmischen Winterwind. Die letzte Fahne. Hoch über dem letzten Kampf.

Zu einer Zeit, da in den anderen Stadtteilen das alte Leben von neuem in buntgescheckter Gleichförmigkeit über die alten Straßen, Plätze und Märkte toste: Omnibusse, Straßenbahnen, Droschken, ewig eilige Händler und Börsenspekulanten, parfümierte Damen mit Hündchen, Dienstmädchen mit Einkaufskörben, Kinderwagen schiebende Gouvernanten, schwerbepackte Briefträger.

Jetzt kam das Ende. Das schreckliche, das allerletzte Ende. Im letzten Stadtviertel.

Die Soldaten der Reichswehr hatten des Nachts die Redaktion der „Roten Fahne“ umstellt. Im Morgengrauen begann die Kanonade. Aus den Fenstern des roten Gebäudes hämmerten verzweifelt einige Maschinengewehre auf die benachbarten Straßen und Höfe.

Die Mörser und Granatwerfer der Reichswehr überschütteten das Gebäude mit ununterbrochenen schweren Salven. Krachend fielen Dachziegel, Steine, Zementblöcke. In den Nachbarhäusern klirrten die Fensterscheiben. das gesamte gewaltige Gebäude der „Roten Fahne“ bebte, erschüttert vom pausenlosen Detonieren der Geschosse. Die Maschinengewehre waren verstummt. Alles war still und stumm.

Der Rauch der Kanonade mischte sich mit den grünlichen Schwaden der Giftgase, die als dichte Wolke über dem verstümmelten Gebäude abgelassen wurden. Gleich würden die

Überlebenden aus den zertrümmerten Fenstern der oberen Stockwerke springen oder über die Dächer der Nebenhäuser flüchten müssen.

Zertreten die Revolution. Wiederhergestellt Ruhe und Ordnung.

Und mitten hinein in die schwüle Stille des Augenblicks spielte eine Drehorgel (mit zahmen Papageien und weißen Mäusen, umringt von einem krausen Gewühl neugieriger Kinder), ertönten die Klänge einer Drehorgel: zum unerschütterlichen Takt der Marseillaise.

Blutrünstig feuerten Maschinengewehre den über die Dächer flüchtenden Kämpfern der Revolution hinterher.

In den anderen – den bereits ruhigen – Stadtteilen wurde der neueste Erlaß der Regierung geklebt: grausam-beruhigend, verkündend das Ende der Revolution.

Die Drehorgel aber – in ihrer dreisten Unwissenheit – spielte weiter ihre altgewohnte Nummer. Die Marseillaise.

Versprengt, geschlagen, verfolgt vom wütenden Hacken der Maschinengewehre, flüchteten die Revolutionäre über die Dächer der Häuser. Versprengt, geschlagen, pulvergeschwärzt, verwundet, blutüberströmt, von Panik gepeitscht.

Einer von ihnen lief mit einer zerfetzten roten Fahne in der Hand. Herab von den hohen Dächern sprühte die Fahne ihre roten Spritzer über die ganze Stadt.

Der Mann mit der Fahne erreichte eine offene Dachluke: eine Dienstmädchenmansarde: er kroch hinein: stürzte kraftlos zu Boden.

Das Mädchen, überrascht, sprang auf. Draußen spien die Maschinengewehre weiter ihr wütendes Feuer.

Der Mann mit der Fahne lag beinahe ohne Bewußtsein. Seine blutende Rechte umschloß unwillkürlich fester die zerfetzte rote Fahne.

Das Mädchen brachte ein Glas Wasser, führte es an seine brennenden Lippen. Furchtsam verband sie ihm den verletzten Arm.

Der Mann, gebrochen von Angst und Erschöpfung, öffnete die Augen.

Eine Frau!

Seine verschreckten Augen weinten ein seltsames Lächeln.

Das abendliche Gedränge auf den Straßen. Unter dem kalten Nieseln des eisernen Winterhimmels. Unaufhörlicher schwarzer Regen. Und der gelbe Speichel aus den elektrischen Lampen: herabtriefend auf die nassen Gehsteige, sich verfangend in den Füßen der Passanten.

Vor einer Wand auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes stehen die Silhouetten der aufgereiht wartenden Pferdedroschken mit unbeweglichen Kutschern auf dem Bock. Rasche Striche vorbeihuschender Automobile und zufällige Reflexe von nassen Schirmen durchschneiden von Zeit zu Zeit das Bild.

An allen Ecken – inmitten des schwarzen Menschenstroms – schreiten Zeitungsverkäufer, schwere Garben von Zeitungen unter dem Arm. Alte Männer in zu kurzen, an den Ellenbogen durchgewetzten Mänteln, Frauen mit zu großen, zerrissenen Schuhen, die von der Bordsteinkante geradewegs die grellen Schaufenster der Geschäfte anklaffen. Armut aus den verkommenen Gassen der Vorstädte. Proletarier.

Ihre vor Hunger heiseren Stimmen werben: „Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg bei Fluchtversuch erschossen!“

Das abendliche Gedränge – schwarz unter dem gelben Speichel der elektrischen Lampen – ergießt sich in grimmigem Lächeln über den nassen Potsdamer Platz.

Begräbnis

Die Opfer der Revolution. Vierzehn Wagen, überhäuft mit Kränzen. Ein Millionenzug mit roten Fahnen. Gedränge auf den Gehsteigen. Gleichgültige Gesichter, in wärmende Zobelkragen geschmiegt.

Ein wichtiger Mann wendet sich verunsichert ab.

„Hut ab – das ist ein Trauerzug!“ sagt zu ihm eine rauhe Arbeiterstimme.

Berlin, 1918 – 1919

Aus dem Kleinen Expressionistischen
Kalender für 1921

Januar

An diesem Tag ward ich geboren.

An diesem Tag verstummte, zwischen den Eiszähnen der Kälte zermahlen, das letzte Heulen der Schneestürme. Der Große Bär, frosterstarrt und weiß, schrak auf, den zertrümmerten Diskus des Polarsterns zwischen seinen glänzenden Zähnen aus Eis.

Stille und Unbeweglichkeit blauen Frosts unter dem reglosen Flammenschein des Nordlichts.

Über der Schwelle meines Schicksals steht ein weißhaariger Alter namens Wassermann; der unaufhaltsame Strom, den er ausgießt, gefror, gerann: zu meinem Schicksal.

An diesem Tag ward ich geboren, und mein Herz, das neugeborne, gefror augenblicks: ein übergroßes helles Stück Eis.

Ich glaubte, ein durchsichtiger, lichter Engel müßte kommen und mein Herz zwischen seinen zärtlichen Fingern tragen – von weit her, aus den Gefilden der Glückseligkeit. Er kam nicht: das zarte Herz erstarb in den Eiskrallen des Frosts.

An diesem Tag ward ich geboren. Mein Herz gefror: ein übergroßes helles Stück Eis.

Ich liebe nicht. Mein Herz ist Eis – ein Stein, Eisen, grausam. Ich liebe nichts, niemanden, Ich liebe nicht!

O Buch der Feindschaften!

Ich fasse mit der Hand mein Herz – einen übergroßen Stein aus Eis – und warte: bereit zum Kampf.

Wehe den weichen Stirnen!

Tausende Fabrikschornsteine vergittern den lasurblauen Kreis des Horizonts. Und schwarze Drachen – Funken, Rauch, Ruß – schwingen riesige zottige Flügel über den grauen Vorstädten.

Wo ist Gottes lasurblaues Lächeln? Die Welt ist ohne Himmel. Die Welt ist ohne Liebe...

Haß. Feindschaft. Unter den schwarzen Flügeln der zornigen Drachen aus Funken, Rauch, Ruß. Gnadenloses Abtöten des Blaus.

Und abends, da Tausende Sirenen ihr fürchterliches Pfeifen weithin bis auf die schwarzen Felder entlassen – o schwarze Hände der Arbeit, bebend vor Haß und Feindschaft...

O zorniges Lied der schwarzen Händel!

Schließt auf den lasurblauen Kreis des Horizonts!

Gebt uns den Himmel wieder!

Den Himmel! Den Himmel! Den Himmel!

Der erste Purpurmorgen.
Die Purpurtrompeten der Morgenröte.
Der Trommelwirbel der zertauten Tropfen.
Der Kampfesruf des Südwind.
Und die schwere Kanonade gesplitterten Eises.
Die grauen Banner der Stadt, zum Dankgebet gesenkt
inmitten der Kampflinien des Frühlings.
Beginn!
Der Sonne roter Schild in unseren schwarzen Händen.
Wir heben ihn furchtlos – vorwärts – zum Kampf.
Die Sonne.
Und in diesem Augenblick: der erste Frühlingsdonner.

Ein Irrer, ein König Lear, steht allein auf dem verödeten Platz, unter stürmischem Mitternachtshimmel, der Blitze über der geängstigten Stadt bricht.

Lear deklamiert:

Schlagt drein, o Himmels Blitz und Donner!

Zerschmettert Sünden, Trug und Eitelkeit!

O Himmel, Erde, Hölle! Höchster Gott!

O Satan . . . Und so weiter und so fort.

„Was tust du hier, mein Freund?“ fragt ihn mit hölzernem Lächeln sein Narr.

„Ich singe ein Lied der Liebe und der Wahrheit!“

Just in dem einen Augenblick, da der Sturm schweigt, sendet irgendwo in der Ferne ein herrenloser Hund seinen durchdringenden, entsetzlichen Schrei des Todes gen Himmel.

Jäh gefriert die heiße Wüste der Welt in ihrem Schrecken:
o schreckliches Brüllen des Löwen, o schreckliches Brüllen
des Hungers und des gerechten Zorns.

Und London und Paris und New York suchen nach den
Höhlen der Nacht, sich darin zu verbergen. O Nacht und
Gräbergrüfte ohne Beutegut für Hyänen.

Die Erdenwüste gefriert in ihrem Schrecken.

Der hungrige Zar der Wüste, bereit zu einem gierigen
Sprung der Eroberung und der Rache, stößt aus einen
schrecklichen Schrei nach dem Paradies.

O schreckliches Brüllen des Hungers und des gerechten
Zorns!

Öffne ich um Mitternacht vom siebten Stockwerk aus das schwüle Fenster hoch über der Stadt – in der Unendlichkeit des dämmrigen Horizonts flimmern zahllose zerstreute Lichter – Fenster, Auslagen, Laternen – die Stadt liegt wie eine riesige tausendköpfige, tausendäugige Hydra, die eines Tages unversehens sich erheben wird, grausam und wild: vor den hellerleuchteten Fenstern mit Seidenvorhängen, über den sorglosen Dächern, unter denen Akkorde von Klavieren, Orchestern, Grammophonen tönen – feiste Schenkel, umspannt von glattgebügelten Hosen, sich auf weichen Sesseln und Ottomanen aus Plüsch rekeln – Frauenbeine, halbverhüllt von durchsichtigen Tüllkleidchen, sich auf papierblumengeschmückten Kleinbühnen verrenken – entblößte Brüste champagnerentfesselt vor groben, lüstern aufgeheizten Blicken wogen.

O grausame Hydra der Vergeltung, tausendköpfig, tausendäugig, mit den zahllosen Lichtern der nächtlichen Stadt, welche die zwölfte Stunde erwartet.

In der Ferne wird aus schwarzer Wolken Schoß ein blutiger Mond geboren.

Der breite Boulevard bohrt sich als Pfeil in die Unendlichkeit der Vorstädte.

Der lärmende Boulevard erstirbt augenblicks – menschenleer – weit fortgetragen in die neblige Endlosigkeit der Vorstädte. Zu beiden Seiten des fernen Boulevards schreiten hintereinander langsam schwarze Männer mit Gewehren. Verlassene Straßenbahnen und Automobile stehen verschüchtert auf dem entvölkerten Boulevard und starren aus leeren, geweiteten Augen. Und geschwind fallen vor den Türen der großen Geschäfte mit einem Dröhnen schwere Rouleaus. Aus den Fenstern der oberen Etagen spähen in scheuer Neugierde die Gesichter hübscher Dienstmädchen.

In der Ferne ergießt sich über die neblige Endlosigkeit des breiten Boulevards die gewaltige Woge aus schwarzen Menschen, erhellt nur vom goldenen Lichtschein der herbstlichen Bäume.

Irgendwo hämmert das angsteinflößende Zähnegeklapper von Maschinengewehren.

Irgendwo verfolgen Monokel und Ferngläser das Wettjagen bunter Jockeis – o bittere Neugier: Bukephalos oder Adler? Der Himmel beginnt zu weinen. Vor dem Eingang zum Rennplatz verkaufen arme Frauen und Blinde Zündhölzer, Zigaretten, Bleistifte, geröstete Kastanien; ein Blinder in ausgebleichenem Soldatenmantel hält bettelnd einen Strohhut in der erfrorenen, verstümmelten Hand.

Irgendwo hört man es donnern.

Der breite Boulevard verliert sich in der nebligen Unendlichkeit der Vorstädte, die ihre schwarzen Menschen entlassen. Der Herbst vergoldet sie.

Wenn die große Menschenwoge gigantisch und bedrohlich über Gebäude, über Dächer, über Türme hinflutet – o Krachen und Poltern von Balken und Ziegeln unter ihrer Last – und das mächtige Brüllen der letzten Flut – und der verzweifelte Schreckensschrei.

Aufstand!

Wir bauen Barrikaden: Kisten, Fässer, Papierballen – o sehnige Muskeln, zum Zerspringen gespannt – Barrikaden, darauf rote Fahnen.

Hoch oben von den Dächern hacken dreiste Maschinengewehre: schwindelnde Strudel – Menschenmassen, berittene Schwadronen, Kugeln, Panzerfahrzeuge – auf Straßen, Plätzen, Höfen . . .

Auf die Garde-Kaserne zurückend plötzlich: zwei drohende Reihen Kämpfer mit roten Armbinden.

Wir bauen Barrikaden, wir werfen auf einen Wall: zwischen gestern und morgen.

Spartakus!

Mai

I

Einstmals gab es einen Frühling, und einen Sommer, und alle Jahreszeiten.

Einstmals gab es einen Mai.

Einstmals kamen mit dem ersten warmen Hauch der Frühlingsmeere in lärmendem Regenbogen Schwalben und verliebte Nachtigallen geflogen, und hellrote Rosen erblühten vor jedem Fenster.

Einstmals . . .

Niemals!

Niemals hat es einen Frühling gegeben, und einen Mai, und Schwalben, und verliebte Nachtigallen, und Rosen vor jedem Fenster. Niemals hat es Freude gegeben. Niemals hat es Glück gegeben. Niemals hat es Idylle gegeben, niemals Theokrit und Vergil.

Schwalben und Nachtigallen gibt es nur im Lehrbuch der Zoologie. Rosen blühen nur auf Bildern. Mai aber – das ist vom Himmel strömendes Wasser, das die schmutzigen Straßen überspült, unaufhörlich, Tag und Nacht, in der Finsternis einer tauben, feuchten Nacht, da unter dem dumpfen Licht einer auf menschenleerer Straße vereinsamten Laterne mit weit ausgreifenden Schritten die schwarze Silhouette eines Arbeiters vorüberzieht, der ein Kind, das weint, hinterdreintrippelt.

Wer eilt so spät durch Nacht und Wind?

Wer sieht die Sonne – geblendet durch das Alchimistenfeuer
der Öfen in den Fabriken?

Wer schaut das Himmelsblau – umschleiert von den
schwarzen Fabrikschornsteinen?

Wer kennt den süßen Duft der Rosen und der bunten
Felddblumen – gewürzt vom rußigen Rauch der Essen, vom
Benzindunst der Motoren, von den schweren Ölen der Ma-
schinen?

Wer hört die Serenaden der Nachtigallen in der mond-
seligen Stille der Parks, wo über schimmernden Wasser-
becken Nymphen aus Marmor seufzen und grünliche Echsen
vor Eifersucht schnauben – betäubt vom Gellen der Fabrik-
sirenen, vom Getöse der Räder und Riemen, vom gleichför-
migen Kampf der Hämmer?

Wer versenkt sich inmitten hellvioletter Nächte in die
hehren Geheimnisse der Gestirne – geschlagen mit den Nä-
geln der Sorge ans schwarze Kreuz der Arbeit?

Nein – es gibt kein Paradies.

Und niemals einen Mai.

Todesahnung.

Totes Lächeln des Seins. Und keinerlei tröstendes Geflü-
ster der Einsamkeit.

3

Alle Wege führen nach Rom. Aber nur einer führt ins Para-
dies: der Weg der Freiheit.

Ihr, die ihr nicht die Sonne seht, euch ist eine Sonne versprochen, eine neue Sonne, größer und nicht untergehend, eure Sonne, die Sonne der Zukunft – schon leuchtet sie auf: im purpurnen Schein eurer Maifahnen.

Ihr, die ihr nicht das Himmelsblau schaut, nicht den erfrischenden Hauch des Himmels spürt, euch ist ein Himmel verheißen, ein neuer Himmel – schon frischt sein kühler Hauch auf: im Wehen eurer Maifahnen, die im klaren Wind der lasurblauen Luft flattern und im Purpurgewitter des Himmels sich bauschen.

Ihr, die ihr nicht Rosen und Felder mit leuchtenden Blumen, mit Mohn und Malven und Pfingstrosen seht – schon erblühen euch Rosen und Malven, leuchtende Blumen, die niemals welken: im roten Blühen eurer freudigen Maifahnen.

Ihr, die ihr nicht die vor Hingabe ersterbenden Klagerufe der leidenschaftlichen Nachtigallen in der mondseligen Stille der Parks und der romantischen Wälder hört, nicht die Schreie der Schwalben, nicht die unbändigen Märsche der Amseln – schon singen euch ungezählte Vögel ihr Jubellied: im Tanz eurer festlichen Fahnen der Arbeit.

Ihr, die ihr nicht die vom Rauch der großen Stadt vernebelten Sterne erblickt, nicht ihre Geheimnisse entschleiern könnt – schon offenbaren sich euch alle Geheimnisse: enthüllt und erleuchtet vom Strahlen eurer roten Maifahnen.

Tausende Fahnen, nicht zu zählen, wehend über unserem feierlichen Zug.

Genossen, Brüder, Volk.

Tausende Fahnen, nicht zu zählen.

Ihr, Millionen, Zahllose, Namenlose.

Es erbebt die Erde unter eurem unerschrockenen Zug.
Über euch wogen und wallen – ein endloser Ozean – die
roten Fahnen: Fahnen des Mai und der Arbeit und der gro-
ßen Zukunft.

Erhebet die Herzen! Erhebet die Augen! Seht: vor euch
eröffnet sich das Morgenrot – purpurrot über den zahllosen,
ozeangleich wogenden Fahnen . . .

Das Morgenrot eines neuen Tags – des Neuen Tags.

Feurig erglöh es über dem neuen Land Zukunft, das sich –
rot – vor unserem Weg erschließt. Das rote, das gelobte
Land der Freiheit. Das Kanaan der Arbeit.

Tretet ein, ihr Millionen!

In das Rote Kanaan der Arbeit, da der Mensch den Thron
Gottes besteigt.

Die Flamme

„Laut, wie die Himmelsflamme, laut, laut!“

Diese Worte

wurden stürmend in Brand des Danks

über der Hölle Flamme.

Danke

war Antiken,

verfeinerte Latine

die wuchs prophetisch und fern

auf fernem Weizen

erfand sich produktiv

über die alten und neuen Weltengeschichten.

Danke

war Antiken:

Schranken und Grenzen

der hat jeder Mensch mit sich selbst

Wie

und Fernen, Gelogen

Erster Sprung – lauth –

stürmt sich zum zweiten

überwältigt zum dritten

Grundiger letzter

Schritt moralisch

schoniger Sünden

die grüßten erheben

mit Gott

der Flucht und des Seils).

Die Hölle

I

„Laßt jegliche Hoffnung hier fahren!“ –

Diese Worte

schrab einstmal die Hand de Dante
über der Hölle Pforte.

Dante

war Andante,

zerfetzte leise

die weisen prophetischen Netze,

auf feinste Weise

gefältelt geschichtet

über die alte und neueste Weltengeschichte.

Dante

war Andante:

Schrecken und Terror,

der bar jeder Hoffnung entsetzte.

Wir

sind Presto. Galopp.

Erster Sprung – hopp –

überholt vom zweiten

überrollt schon vorzeiten

(unseliger letzter

Salto mortale

sämtlicher Sünden,

die grausam zersetzten

mit Gift

das Fleisch und die Seele).

Wir sind geboren inmitten der Hölle,
sie allein
ist uns Behausung –
ausdenkbar kaum,
wir kämen von draußen
wie Dante einst
im Traum.
Unser Leben vollzieht sich
in Schwefel und Feuer –
ausschließlich.

Neun Spiralen
– Kreis auf Kreis –
in neunfacher Weise
gefügt aus Leiden
Schmähung
Entsagen:
an jeglichen Tagen
sich windend in neunfacher Drehung.
Und wir
in schwindelnder Schnelle
– Pfeile aus Gottes Bogen –
jagen wohin wir geboren:
zur Hölle.

Die Feder mir zitternd entgleitet
bittet leidet
ohne Macht
vor der ewigen schrecklichen höllischen Nacht,
die ich beschreiben muß
beschreiben will.

Wie weiter?
Hilf mir, Begleiter
Vergil!

2

(Doch Vergil
schweigt still.
Vergil ist tot. Ein Hirngespinnst.
Zahnlos grinst
sein edler Klassikerschädel
tausend und etliche Jahre zählend.)
Schwarzes Brot pack
in deinen Schultersack
und geh
auf die Reise
allein, o Seele –
ohne Terzinen, geruhsam und weise
durch der Hölle
drohende lohende Kreise!

O weh –
jäh die Erleuchtung:
Vergil eine Täuschung!

3

Den schwarzen Kräften
den unterirdischen Kräften
gehört die Macht –
den wahren Kräften
den irdischen Kräften
nur Feuer und Nacht.

Fluchen und Zagen
Murren und Fragen:
Was tun, daß der Mensch ein Mensch ist?
Knirschen mit Zähnen
Hoffen und Tränen
Schrei der Empörung unendlich.

Oh!
Es finden
sich Sünder
nicht in der Hölle:
Dort leiden
seit denklichen Zeiten
allein die Gerechten
Opfer der sinkenden Macht
tausendhändig gepackt
von Hunger Verbrechen
Elend Entsetzen
bedroht von Gesetzen –
im brodelnden Sumpf
wirbelnder schweflicher Brunst:
– Die Hölle ist einzig für uns!

Kreis auf Kreis
neunmalig sich windend
presto zu einer Spirale
verkündend:
– Die Hölle ist einzig für uns!
Du wehrst dich
empörst dich: Laß mich frei, Spirale! –
Umsonst.
Die Hölle ist einzig für uns!

Herz, faß dich kurz

und –

abwärts der Sturz

ab

hinab

in den Abgrund

direkt

in den Dreck

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

r

ums –

weg!

Erster Kreis:

In wütendem Eis
in frostiger Glut
unbeschuht
unsrer Füße
blutende Blöße –

kommt und seht,

Herr Poet!

Beißende Spitzen
Eis und Hitze
hechelnde Nadeln zerstechen
die Augen uns stündlich,
schon taugen sie zu nichts, unempfindlich geworden
für das Gestern wie das Morgen –

kommt und seht,

Kamerad Poet!

O Gott!

Die Wintersonne
– der Lächeln verschenkende Henker –
ewig gereizt
durch Schlaflosigkeit –
raubt uns die Bleibe
reißt uns die Haut vom Leibe –

kommt und seht,

Bruder Poet!

Unsres Bauches
kampfgedientes

vom Kohldampfschieben
ausgelaugtes
Trommelfell
trommelt bellt
brüllt ins Ohr der Welt:

Seht unsre Not!

Uns hungert!

Gebt Brot!

Brot!

Brot!

Wißt

was uns droht

ist:

Hunger Not Tod

Hunger Not Tod

Hunger Not Tod!

Wer macht uns satt?

Vor uns die Stadt:

Straße für Straße

Reichtum und Laster –

Hand in Hand

einträchtig verwandt:

bettelnde Vetteln

halbnackte gelackte

Damen vom feilen Stande

verfolgt von der geilen Bande

aus hohen Tieren, Offizieren

satten Magnaten

feisten Zugereisten

blasierten blaurasierten Grafen

braven Bürgersöhnchen

diversen perversen Persönchen

gaffenden Pfaffen

Staatsanwälten Richtern
und ähnlichem Gelichter.

„Herren und Damen!
Erbarmen!
Preiswerte Ware –
Zündhölzer, Senkel und Wachs für den Schuh –
greifen Sie zu!“

Inmitten des Lärmes
ein ärmliches

erbärmliches

Elendsspalier –

wir:

Chor der Not
welcher droht

Urbi et Orbi

– der Welt und der Stadt –

Wer macht uns satt?

Gebt Brot!

Brot!

Brot!

Um uns braust tost
pausenlos
der Strom der Automobile
viele hundert PS
Krafträder, Kabrioletts
Mietdroschken, Limousinen
– und in ihnen
seriös gelöst
nichts wissend von Angst und Tränen
jene
die uns erkennen
am liebsten nicht zu kennen wähen

und doch nie vergessen können –
denn wir

ein Spalier

aus Knochen und Haut

stehen aufgestaut

an allen Straßen und Gassen,
die die Stadt
hat.

Oben ragen

noble Fassaden

überladen

mit Schmuck und Stuck

Balkone thronen protzend

Banken strotzend vor Gold

danken applaudieren

strahlende Kathedralen

psalmodieren

Hungerleiderlieder.

Backöfen

wohlgenährt vollgefressen

gähnen –

wir stöhnen

wehrlos ausgesetzt

dem Duft nach frischen Broten

aus purpurrotem

Schlund.

Und –

gärende quälende Frage:

Der Erde Felder tragen

reichliche Ernte –

wir hungern –

warum?

Und unten
geknebelt
fast verschwunden
unter des Nebels
stickiger Schicht
rekelt sich müde
der trübe Fluß
wälzt und schleppt
in seinem Bett
eine Schlammflut aus Dreck

Elend
Verfall

– von überall:

verstreute Enttäuschte
Italiener und Deutsche
Tschechen und Polen
Neger und Mongolen
sämtliche Rassen
Völker und Klassen
Gelbe und Weiße –

alle auf die gleiche Weise
verführt in die große Stadt,
hoffend hier würden sie satt.
Lumpenproletariat.
Gehetzt und versetzt von einem Phantom:
Alle Wege führen nach Rom ...

Goldene Banken
danken applaudieren
strahlende Kathedralen
psalmodieren
Hungerleiderlieder.
Backöfen
wohlgenährt vollgefressen

gähnen –
wir stöhnen
wehrlos ausgesetzt
dem Duft nach frischen Broten
aus purpurrotem
Schlund.
Und –
 gärende quälende Frage:

Der Erde Felder tragen
reichliche Ernte –

wir hungern –
warum?

Der große Hunger geht um!

(*Die Hölle* ist der erste Teil einer geplanten Trilogie *Göttliche Komödie*, bestehend aus: *Die Hölle* – *Das Fegefeuer* – *Das Paradies*.)

1922

Tag des Zorns

Presto 1

Auf auf,
im Galopp
lauf
ohne Stop,
ohne Wahl,
kein Gefrage
kein Gezage,
ob du fällst – egal:
Bist dir selbst Ideal
und höchste Instanz!
Ich – gar und ganz
abgefeuert
von des Lebens ungeheurer
Kugel: zum fernen Chor
der Sterne empor.

Lauf
stürz nieder
spring wieder
auf
greif an
unaufhaltsam voran
nicht zu zählen
ungeordnet
nicht Befehlen

unterworfen –
Mann auf Mann
voran!

Zur Tat!

Taten sind unsere Schreie
alles durchdringend: Treue
Feindschaft und Liebe
sämtliches Weltengeschehen
Planeten Meteore Kometen
vorwärtsdrängend
vergessend Erschöpfung Entsetzen
sprengend die Enge
von Städten Gefängnissen Ketten!
Zentripetal
stoß vor – du
als Fanal
flieg zu!

Presto 2

Brüder
Kameraden
Arbeiter
Bauern
Bürger –

Alte und Junge
Verratene
Gewürgte
besitzlos Gedungene
entrechtete Knechte:

Genossen
zu Hunderten geboren
wie Tiere
erniedrigt
erschossen -

Sinnlos ist es stillzustehn
und dumm

stumm

hinzuleben als Wurm -

erheben wir uns
zum Sturm!

Durch Rauch und Ruß
verbraucht beschmutzt
nicht zu zählen
nicht Befehlen
untertan
spontan
sich entladend

wie ein Vulkan

Mann auf Mann -

voran!

Brüder, hört was ich sag,
vernehmt meine Kunde:
Dies ist die letzte Stunde!
Dies ist der letzte Tag!
Wir hörten sahen begriffen -

und wissen:

Genossen! Brüder! Proletarier aller Länder!

Unsre Geduld ist am Ende —

die letzte Stunde bricht an!

Jedermann

sei bereit

zum entscheidenden Streit!

Бъди готов!

Чакай само сигнала, другарю!

Сега вече можеш да спреш:

спри машините ти, угаси разпалената пещ;

нека празни останат заводи, депа,

работилници, фабрики, гари, гаражи:

чакай само сигнала, другарю!

В часовника само внимавай,

додето стрелката покаже

XII.

Тогава

— в тоя ден —

отдай се

— цял и червен —

червен на великата правда:

парабелум, картечница, брадва

— цял и червен —

в първия ден на гнева.

Sei bereit!

Auf das Zeichen nur warte, Genosse!

Gib acht!

Du hast die Macht

zu löschen die Öfen, zu stoppen die Maschinen,

stillzulegen Fabriken und Minen,

Werkstätten, Hallen

und allen Verkehr:

Kein Zweifeln mehr –

auf das Zeichen nur warte, Genosse!

Gib acht!

Die Uhr der Geschichte tickt

und der Zeiger rückt

auf 12.

Und sobald der Glockenschlag anzeigt

der Welt:

Es bricht an der Tag der Wahrheit

der einen

großen

roten

Wahrheit –

dann gib dich ihr ganz

dann spiel ihr zum Tanz:

Gewehr

oder Axt

oder Ziegenhorn –

am ersten Tage des Zorns!

1922

Aus schwarzer Finsternis, unheilschwanger,
hebt sich der Sklaven jahrhundertelanger
purpurner Zorn
mit entfesselter Kraft,
riesenhaft.

Aus düsteren Wäldern,
verdorrten Feldern,
elender Talgründe Grab,
von den rauhen Bergen herab,
durch Gestrüpp
und Gestein,
über Ödland
und Sumpf, zertretend
Acker und Rain,
grollend
wie Donner dumpf
stampfen
grimmige Füße,
brechen sich Bahn
hinweg
über Bäche und Flüsse,
rücken heran
auf Wegen und Straßen,
den hungernden Gassen
der Dörfer entstiegen,
den Hütten
mit morschem Dach,
die windschief sich biegen,

vor Alter schwach.
Sie stürmen
in rasender Wut,
eine tobende Flut,
aus der Städte brodelndem Rauch, —
stinkend
vom giftigen Hauch
der Werkstätten,
der Fabriken,
stumpf
vom Lärm der Maschinen,
bärtig,
mit tückischen Blicken,
grobschlächtigen Mienen,
dreckig,
in Lumpen und Flicken,
mißgestaltet,
zerschlissen,
wild und roh,
ohne Wissen,
erbittert
von Hunger und Fron.

Nicht
als Bittprozession
mit Gesang und Schalmeien,
nicht
mit Rosen,
Posaunen,
Trompeten.
Sie heulen und schreien,
sie kommen — zu töten.
Es tragen die grauen Heere

nicht Säbel
noch Gewehre.
Fluchend
in irrer Eile
griffen sie,
was sie grad hatten:
Sensen,
Äxte und Beile,
Forken,
Hacken und Spaten,
Knüppel und Stöcke,
und viele
nur Sonnenblumenstiele.
Alt und jung
mit Geschrei
stürzten wie wilde Tiere,
schäumend wie tolle Stiere
von allen Seiten herbei.
Volk,
geschunden
so schmähhch,
stand auf
unwiderstehlich,
schrecklich,
erbarmungslos,
riesengroß!

2

Über den Gipfeln zerstoben
verblich das nächtliche Dunkel.
Die Sonnenblumen erhoben
die Köpfe ins Frührotgefunkel.

Die Sonne erschrak
und erwachte:
rings von den Hängen krachte
Gebell von Maschinengewehren,
dicht wie die Körner von Ähren
in wilder Raserei
streute der Tod sein Blei.
Und Stoß auf Stoß
brüllten Kanonen los,
wie Elefanten dröhnend.
Von Feuerschlägen verbrannt
sanken die Blumen stöhnend,
zitternd,
zerfetzt
in den Sand.

3

Volk,
durchbohrt von Messern,
blutend
aus tausend Wunden,
von Blutsaugern,
von Erpressern
erniedrigt,
zu Tode geschunden,
wie Bettler
im Elend verkommen,
in Armut
und Unwissenheit,
dem man alles genommen,
erhob die Stimme heut!

Freiheit!
schrieb seine Wut
ins Buch der Geschichte
mit Blut.

September
Tage der Wende,
rasender Leidenschaft!
Das Werk unserer schwieligen Hände,
führ es zu gutem Ende,
o Herr,
gib uns Kühnheit
und Kraft!
Laß dich erhören,
wenn wir dir schwören
deinem Willen getreu:
nicht länger in Sklaverei
soll das Leben vergehn!
Der Mensch muß wiedererstehn
glücklich
und frei!
Ob uns auch droht
Marter und Tod ...
Am Ende der blutigen Bahn
blüht unser Kanaan,
der Lenz einer neuen Zeit,
die Welt
der Gerechtigkeit!

4

Ihr roten Septembertage,
Tage an Hoffnung so reich

Tage des Blutes,
der Trauer,
niemals vergesse ich euch!
In Maglish, da fing es an.
Es folgten
Lom
und Tschirpan.
Nowa und
Stara Sagora,
Berkowiza,
Ferdinand,
Sarambej
und Medkowez
mit Pop Andrej.

5

Den Hammer
erhoben die Städte,
von Feuer und Ruß geschwärzt,
die Sichel,
die eben noch mähte,
Bauern und Hirten beherzt,
Menschen,
mühselig beladen,
feind
allen eitlen Tiraden,
keine Redner,
Genies,
keine Agitatoren,
nicht Künstler,
Dichter,
nicht Professoren,

nicht Ökonomen
noch Spekulanten,
nicht professionelle
Militärs,
Diversanten,
Querulanten,
Pedanten . . .

Nein!

Bauern,
Arbeiter,
Ignoranten,
Habenichtse,
lumpige Proleten,
Rohlinge
Analphabeten –
elende Menschen
der untersten Klasse,
Tiere,

Stiere,

Volk,

Masse!

Doch alle
besessen von einem Streben:
dem Willen
nach einem lichterem Leben!
Tausende Fäuste
gereckt nach oben
im weiten Umkreis des Raumes,
erhoben
die roten Fahnen,
Fahnen der Wut,
vom Winde gebläht,
Zorn,

vom Sturme gesät,
greift nun zum Hasse!
Aufruhr!

Volk!

Masse!

6

Ein Blitzschlag
umzuckte der Berge Firn,
die weithin den Himmel verdeckten
und ihre stolze, trotzig Stirn
der Sonne entgegenreckten.
Die hundertjährige Eiche
zerbrach,
und alle Hänge
schickten ihr nach
Geröll,
das mit polterndem Widerhall
donnernd stürzte steil ins Tal,
Gestein, in Klüften verfangen,
wo Nattern nisten,
Drachen und Schlangen,
in schwarzen Höhlen und Spalten,
wo Hexen
versteckt sich halten . . .
Das Dröhnen des Steinschlags,
des Widerhalls,
verschmolz mit dem Lärm
des Wasserfalls
der Bäche und Ströme,
die donnernd bergab
durch wilde Schluchten stürzten hinab.

Und wie der Blitz,
wie das Berggestein,
schlug jäh
das Schicksal auf uns ein.

Der ersten Reihen
rebellischer Mut,
von Kugeln empfangen,
erstarb im Blut.
Die Fahnen erstarrten,
durchschossen, zerfetzt.
Die Berge schwarz,
von Feinden besetzt,
bebten und spien
Feuer und Blei.
Verdummte Soldaten
und Polizei,
gedrillt auf Mord,
aller Einsicht bar!
Parole: Das Vaterland
ist in Gefahr!
Ihr Narren
ohne Gefühl und Verstand,
was wißt denn ihr
vom Vaterland?!
Blindwütig bellt
ihr Maschinengewehr,
streut Tod und Schrecken
ringsumher.

Und übers Gebirg
aus dem Hinterhalt spie
Geschoß auf Geschoß
ihre Artillerie.
Die Mauern der Städte
begannen zu wanken,
die Hütten der Dörfer
in Asche versanken,
Wege und Stege
mit Blut befleckt,
Straßen und Gassen
mit Leichen bedeckt.
Dann brauste heran
die Kavallerie!
Mit blutigen Säbeln
zerhackte sie
verwundete, sterbende Bauern
und hieb
die Fliehenden nieder,
daß keiner blieb.
Blutgierige Horden ritten
bis unters Vordach
der elenden Hütten
um auch die letzten
zusammenzuhauen
im Anblick der weinenden
Kinder und Frauen.

9

Zusammen zog sich
zum eisernen Ring
die Linie der Truppen,

daß niemand entging.
Die Tapfersten rangen
verzweifelt die Hände.
So ruhmlos sterben?
Ist das unser Ende?
Erloschene Blicke,
Gesichter bleich . . .
Reißt auf den Kessel!
Rettet euch!
Doch fand sich kein Pfad,
um zu fliehen –
überall Reiter,
Fußvolk, Batterien!
Sie trommeln zum Sturm
und Panik ergreift
die Kühnsten, die Letzten,
die unter den Fahnen,
den roten, zerfetzten,
noch halten zusammen . . .
Und drüberhin pfeift
die Geißel purpurner Flammen.

Doch abseits von diesem Getümmel
seht!
An der legendären Kanone steht
der Pope Andrej
wie der Held aus der Sage,
allein!
Und feuert wie wild in die Reihn
der Feinde . . .
Und entschlossen
zum letzten Schlage
reißt er herum das Kanonenrohr;

„Tod dem Satan!“

ruft er zuvor

und zielt und schickt

aus dem Rohr hinaus

wie besessen

die letzte Granate

gradwegs

auf das alte Gotteshaus,

wo er selbst

zelebriert einst hatte.

Die Soldaten,

denen er sich ergab,

brüllten wie toll: „Ohne Kreuz, ohne Grab

an den Galgen den Popen, den roten!“

Vor den Henkern, die ihn umdrohten,

unterm Strick,

der geknüpft schon war an den Mast

und im Nebel verschwamm,

stand der Pope gefaßt,

ohne Reue,

mit unbewegtem Gemüt,

wie eine Statue aus Granit,

aufrecht,

das Christuskreuz auf der Brust,

den Blick

auf die Berge gerichtet –

ein Prophet,

der die Zukunft gesichtet.

Während die Henker

wie schuldbewußt

verwirrt ihre Augen senken,

ruft er: „Ihr Teufel,

euch gilt's nur ein Amen,
um einen Menschen zu henken!“
Aber
bevor sie noch dazu kamen,
hatte der Pope ausgespien,
blitzschnell
die Hand nach dem Strick ausgestreckt
und selbst
den Hals in die Schlinge gesteckt . . .

Frei und kühn
starb er,
die Zähne zusammengebissen,
irdischer Willkür
für immer entrissen.

10

Übers Gebirg flog der Herbstwind,
es ächzten
und duckten sich Hütte und Haus,
wenn zur Nacht
Feuerschein lohte
und Raben krächzten.
Dörfer und Städte,
jählings erwacht,
in Angstschweiß gebadet,
bebten und stöhnten,
wenn Donner des Himmels Gewölbe
durchdröhnten.

Zusammengedrängt
 in der Dunkelheit
 nahm man das kleinste Zeichen
 schon als des Todes Alarmgeläut,
 sah man die Hexe schon schleichen,
 griffbereit
 hinter des Nachbarn Wand
 ausgestreckt ihre Knochenhand,
 blindlings ein Opfer zu packen ...
 Angst saß allen im Nacken.
 Grauenhaft in der Finsternis
 gellten erstickte Schreie ...
 Jeder dachte, er wäre gewiß
 selber gleich an der Reihe ...
 Nächte des Schreckens,
 voll Qual und Entsetzen!
 Wer nennt die Mörder,
 der Opfer Zahl!

Blutlachen
 morgens
 auf Straßen und Plätzen,
 Flüche und Kettengeklirr überall!
 Kerker mit Menschen gefüllt
 bis zum Dach.
 Kommandos: „Feuer!“
 und – Salvengekrach ...
 Verrammelt sind Türen und Fenster –
 sie kommen, sie pochen schon,
 die nächtlichen Gespenster!

Niedergestreckt liegt der Sohn
auf der Schwelle;
bevor er verendet
sieht er mit brechendem Blick,
wie sein Mörder
die Schwester schändet,
wie man den Vater
aufhängt am Strick.
Kolonnen von Bauern wanken
vorüber,
blutend und krumm,
mit Kolben zur Richtstatt getrieben:
der Ku-Klux-Klan ging um.

Kommandos:
„Halt! Vorgetreten!
Vorwärts! Achtung! Legt an!
Feuer!“
Und rücklings vom Ufer
stürzen Mann um Mann
hinunter in die Mariza,
den heimatlichen Fluß . . .
Blechmusik schmettert von ferne
höhnisch ihnen zum Gruß:
„Rausche, Mariza, du rote . . .!“
Ringsum
auf zerstampften Äckern
Gemetzel,
Sterbende, Tote.
Unkenntlich zerhackte Gesichter
zwischen Disteln und Gras,

abgehauene Köpfe,
Augen erstarrt wie Glas.
Drüber erhoben, wehklagend
wie ausgebreitete Hände,
Galgen im Nebel ragend . . .
Und die Henkeraxt rast ohne Ende
weiter mit roher Gewalt,
zitternde, splitternde Knochen
zerhackend grausam und kalt.

Brennende Dörfer röten
den Himmel mit purpurner Glut,
in Bäche und Flüsse ergießen
sich Ströme von Menschenblut,
flammender Scheiterhaufen
lästerliches Fanal
umzüngelt des göttlichen Thrones
erhabenes Piedestal.
Der Brandgeruch lebenden Fleisches
dringt in den Himmel schon ein,
„Hosiannah!“ beginnen die Engel
erschrocken und zornig zu schrein . . .

Verstummt
ist endlich der Sturmwind,
seine rasende Wut gebannt.
Stille,
schweigende Trauer
senken sich auf das Land,
das man ruchlos zum Opfer gebracht
dem Dämon gottgleicher Macht . . .

Besinge nun, Muse, Achilles,
 die Kraft,
 die rohe Gewalt
 des männermordenden Kriegsgotts!
 Heil seiner Heldengestalt!
 Dem Hüter von Ruhe und Ordnung,
 mit Orden geschmückt ohne Zahl,
 heil Agamemnon, des Zaren
 glorreichem General!

Doch was gelten uns
 heute noch Helden,
 durch die
 nur Unheil geschah!
 Troja ist untergegangen,
 Priamus, Hekuba!
 Wohl triumphierte Achilles
 rasend und mitleidlos
 über die hehre Mutter,
 Die Tränen,
 die sie vergoß
 an den Gräbern der Söhne,
 von seiner Hand gefällt,
 rührten nicht seine Seele.
 Beim Jupiter, welch ein Held!
 Eine blutige Gottesgeißel.
 Verwünschung traf ihn und Hohn.
 Die rächende Hand eines Mörders
 erteilte ihm seinen Lohn.
 So stürzte auch Agamemnon
 jäh in sein ruhmloses Grab,

der Iphigenie,
die Tochter,
den Göttern zum Opfer gab,
und Klytämnestra, die Gattin,
betrog und erstach den Gemahl,
Orestes erschlug seine Mutter.
Alle kamen zu Fall.
Kassandra und ihr Orakel
blieben allein bestehen –
die Vergeltung, die sie verheißen,
wird neu in Erfüllung gehn!

Noch wüten die launischen Götter,
nichts gilt ihnen menschlicher Schmerz,
Blut ist für sie nur Zerstreuung,
Todesangst nur ein Scherz.
Wie lange noch dulden wir
eure maßlose Gier?
Jupiter,
Zeus,
Ahura Mazda,
Indra,
Toth,
Rha,
Jehova:
antwortet!

Seht ihr denn nicht
hinter dem Qualm der Brände
die tausend gerungenen Hände?
Hört ihr das Himmelsgewölbe
nicht dröhnen

vom Brüllen und Stöhnen
unzählbarer Menschen in Todesnot,
gemartert, geschleift aufs Schafott?
Antworte, Zebaoth!
Wer ist es, der uns belogen?
Wer hat unsern Glauben betrogen?

Du schweigst?
Du weißt nichts zu sagen?
Genug denn der Fragen!
Genug denn der Klagen!
Wir brauchen dich nicht.
Wir schwören dir ab.
Nieder mit Gott!
Wir stürzen von deinem Thron dich hinab.
Nieder mit Gott!
Wir brechen in dein Elysium ein
und nehmen dir deinen Glorienschein.
Wir zwingen über die Himmelsbrücken
mit Hebeln und Stricken
das Paradies auf die Erde herab!
Wie es die Weisen geschrieben:
Alles wird sich erfüllen
ohne Götter und Herrn
nach unserem Willen!
September wird Mai!
Das menschliche Leben
wird blühen und gedeihen
und sich höher und höher erheben!
Ein Paradies wird die Erde sein –
sie wird es sein!

Die wichtigsten Daten aus dem Leben Geo Milews

15. Januar 1895 geboren in dem Dorf Radnewo bei Stara Sagora als erstes Kind des Lehrers Miljo Kassabow; Name: Georgi Kassabow (Geo Milew ist ein später angenommenes Pseudonym)
- 1907 Abdruck des ersten Gedichts in der Kinderzeitschrift „Slawejsche“
- 1909–1914 jährliches Erscheinen eines handschriftlichen Sammelbandes mit eigenen und übersetzten Gedichten (zunächst unter dem Titel „Die Leier“, ab 1910 als „Kunst“)
- 1911 Abschluß des Realgymnasiums in Stara Sagora; Immatrikulation an der Sofioter Universität (für slawische Philologie)
- 1912–1914 Literaturstudium an der Universität Leipzig; in der Zeitschrift „Listopad“ Publikation der „Literatur- und Kunstbriefe aus Deutschland“ sowie zahlreicher Übersetzungen russischer und westeuropäischer Dichtung; Beginn der Mitarbeit an den Zeitschriften „Borba“ (mit Übersetzungen revolutionärer deutscher Lyrik) und „Sweno“ (u. a. mit einem Aufsatz „Moderne Poesie“ und einem Zyklus von Übersetzungen westeuropäischer Symbolisten); von Juli bis Oktober 1914 Aufenthalt in London; Bekanntschaft mit dem belgischen Dichter Verhaeren
- 1915 Rückkehr nach Bulgarien. Publikation der Serie „Lyrische fliegende Blätter“ (u. a. mit Übersetzungen von Mallarmé, Verhaeren, Richard Dehmel, Verlaine)

- 1916 Eintritt in die Reserveoffiziersschule Knjashewo; ab September an der Südwestfront bei Doiran
27. April 1917 schwere Verwundung (Schädelverletzung, Verlust des rechten Auges)
- März 1918–März 1919 Aufenthalt in Berlin zwecks weiterer Heilung und plastischer Gesichtsoption; aktive dichterische und übersetzerische Tätigkeit; Publikation der Studie „Theaterkunst“; Anschluß an den Kreis um die linksexpressionistische Zeitschrift „Die Aktion“
- 1919 Rückkehr nach Bulgarien; heiratet Mila Keranowa; ab September Herausgabe der Zeitschrift „Wesni“ (Die Waage), die zu einem Sammelpunkt bulgarischer Symbolisten wird
- 1920 Inszenierung von Strindbergs „Totentanz“ am Sofioter Nationaltheater; Erscheinen des Gedichtbandes „Der grausame Ring“
- 1922 Publikation der Gedichtzyklen „Die Ikonen schlafen“ und „Totenmesse auf den Dichter P. K. Jaworow“; Inszenierung von Tollers „Masse Mensch“ am Renaissance-Theater Sofia; Gesuch um Aufnahme in die Bulgarische Kommunistische Partei
- 1923 Erscheinen des Almanachs „Die Waage“ und der Anthologie übersetzter revolutionärer Dichtung „Taufe mit Feuer und Geist“; Publikation erster offen antifaschistischer Artikel in der Zeitschrift „Waschod“; Inszenierung von Hofmannsthals „Elektra“ am Nationaltheater (noch vor der Premiere abgesetzt)

1924 ab 15. Januar Erscheinen der antifaschistisch-revolutionären Zeitschrift „Plamak“ (Die Flamme); in Heft 7/8 Veröffentlichung seines Hauptwerkes, des Poems „September“; das Heft wird beschlagnahmt, der Autor der Verletzung des „Gesetzes zum Schutze des Staates“ angeklagt

14. Mai 1925 Prozeß vor dem Bezirksgericht Sofia; Verurteilung zu einem Jahr Haft und 20 000 Lewa Geldbuße

15. Mai 1925 Verhaftung durch einen Geheimagenten, seitdem „spurlos verschwunden“; seine Ermordung zusammen mit vielen anderen Antifaschisten konnte erst dreißig Jahre später in einem Prozeß gegen ehemalige faschistische Offiziere gerichtlich geklärt werden

Verwegen und stark

Auf das Zeichen nur warte, Genosse!

Gib acht!

Die Uhr der Geschichte tickt

und der Zeiger rückt

auf 12.

Und sobald der Glockenschlag anzeigt

der Welt:

Es bricht an der Tag der Wahrheit

der einen

großen

roten

Wahrheit –

dann gib dich ihr ganz

dann spiel ihr zum Tanz:

Gewehr

oder Axt

oder Ziegenhorn –

am ersten Tage des Zorns!

Diese Verse erreichten mich, als ich ein junger Mann war. Wir glaubten, die Revolution könne jede Nacht ausbrechen, wir liebten die starken Worte, und ich empfing die Verse als Aufruf und Parole. Ein großer Mensch – nicht nur Dichter, unser Führer auch – rief uns auf, bereit zu sein: nicht das Signal für den großen *Tag des Zorns* zu versäumen. Wir wußten, was dies zu bedeuten hatte.

Damals begegnete mir zum erstenmal der Name Geo Milew, doch er sagte mir nichts. Noch kannte ich nicht das Poem *September*, wußte auch nichts von Milews tragischem Tod.

Diese Verse aber weckten in mir ein jähes, ein brennendes Interesse: Wer ist der Dichter, und was ist er für ein Mensch?

Ein unersättliches Interesse, nicht gestillt bis auf den heutigen Tag...

Das Grab erwartet mich in Finsternis
– nicht Trauerweide, nicht Zypresse...

So wehmütig und ein wenig romantisch sah Geo Milew im Gedicht seinen Tod. In der Realität ereilte ihn der Tod tatsächlich in Finsternis, nur viel böser, auf niedrigste Weise. Der Weg vom 15. Januar 1895 bis in die dunkel gebliebene Nacht im Blutmai 1925 ist allzu kurz, und überschaut man alles, was Geo vollbracht und was er erreicht hat, mutet es unglaublich an, daß er im Alter von dreißig Jahren ums Leben gekommen ist. Dieser Weg ist nicht geradlinig, stets aber zielgerichtet. Zwischen den wichtigsten Ereignissen herrscht keine strenge Folgerichtigkeit, aber ein tiefer innerer Zusammenhang: vom elementaren Aufruhr im Herzen unabwendbar zur Revolution im Bewußtsein...

Das Elternhaus bereits entwickelt in Geo Milew Liebe zu den Traditionen der Wiedergeburt, einen freiheitsliebenden Geist, antimonarchistische Stimmungen, Aufgeschlossenheit für gesellschaftliche Probleme, einen Hang für das Künstlerische. Bis zum Jahre 1911 verläuft sein Leben in dem stillen Stara Sagora verhältnismäßig ruhig, trotz mancher inneren Spannung. Die Monate als Student in Sofia sind eine Zeit der frühen Reife. Er hört Vorlesungen in Literatur, ist Leser in den Bibliotheken, läßt keine Aufführung des Nationaltheaters aus, durchlebt die Nähe zu Pejo Jaworow und Pentscho Slawejkow, den großen Dichterpersönlichkeiten jener Tage. In Leipzig orientiert er sich rasch: im Leben wie in der Literatur. Hingerissen von den Extremhaltungen der moder-

nen deutschen Literatur und Philosophie, macht er sich allein, unangeleitet daran, sie zu studieren. Auch London, wohin er reist, um sein Englisch zu vervollkommen, verunsichert ihn nicht: London ist für ihn „entsetzlich; Getöse, Spekulation, Kühle, Kälte, Geld, Gier, Elend“. England: das ist aber auch Shakespeare, Byron, Shelley, Keats. Das Zusammenreffen mit Emile Verhaeren vertieft seine große Liebe zu dem rebellischen belgischen Dichter. Die Rückkehr nach Deutschland enthüllt ihm das wahre Gesicht des kaiserlichen Militarismus; in Hamburg wird er verhaftet und in ein schmutziges Loch geworfen, dem Kriegsgericht entgeht er mit Mühe und Not: der Spionage verdächtigt, lediglich wegen einer Karikatur auf den Kaiser in einer englischen Zeitung. Die Rufe und Proteste, mit denen er sich gegen die Zellentür warf, kann man sich vorstellen, wenn man in einem seiner Briefe liest: „Barbarei!! Möge dieses Deutschland, dieses Preußen, zu Staub zertreten werden! Zertreten! Ein Staat der Polizei und des Militarismus!“

Der Krieg wird ihm neue Erkenntnis bringen. 1915 geht er widerwillig an die Reserveoffiziersschule – ein schlechter Schüler, lernwillig nur über seinen mitgebrachten Büchern, zu Disziplin und soldatischem Drill jedoch nicht bereit, ständig bestraft, am Ende als Unteroffizier statt als Offizier an die Front bei Doiran versetzt. „Niemand fragt dich, ob du willst! Man hängt dir einen Soldatenmantel um – und ab an die Front! Verrecke! Du hast dein Buch nicht ausgelesen, deinen Vers nicht niedergeschrieben – wen interessiert das? Geh und stirb! Stirb für den Zaren! Verrecke fürs Vaterland . . .“, sagt Geo beim Abschied auf dem Bahnhof von Stara Sagora. Und an der Front? Hören wir hinein in die expressionistischen Front-Notizen, auch verbreitet unter einem nicht von Milew stammenden Titel: *Der Schrecken der Feuergeißel*. „Wir hockten unbeweglich, furchtschauernd – und dennoch

flohen wir, flohen . . . Wir flohen entsetzt, blieben stehen, flohen weiter und konnten doch nirgendwohin entfliehen. Nirgendwohin!“ Auch Milew entkam nicht, bis der Splitter einer englischen Granate ihm einen Teil des Schädels zerfetzte und das rechte Auge nahm und er wie durch ein Wunder nach einer Woche wieder zum Leben erwachte.

Nach Berlin geht Geo Milew wohl weniger, um Heilung zu suchen, als vielmehr, um zu lernen, Erfahrungen zu sammeln: komplizierte, widersprüchliche. Trotz der zehn schmerzhaften Gesichtsoperationen ist er in den Theatern, den Konzertsälen, den Ausstellungen, Museen, Buchhandlungen, auf literarischen Veranstaltungen, vornehmlich solchen der linken Expressionisten. Aber er ist auch auf der Straße, der stürmischen Straße Berlins mit den Kämpfen zwischen streikendem Proletariat und Polizei, mit den Arbeiter- und Soldatenräten, den revolutionären Matrosen, mit der empörenden Tragödie um Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg. Auf jener Straße, die in seiner *Unrosa Prosa* grollt.

Geo führt den Heilprozeß kurzerhand selbst zu Ende, indem er eine dichte, unruhige Haarsträhne tief über das verlorene Auge fallen läßt, und kehrt nach Bulgarien zurück. Viele Vorhaben sind in ihm herangereift, wild stürzt er sich in die Arbeit, sie zu verwirklichen. Literatur und Kunst haben zunächst Vorrang vor sozialen und politischen Belangen, ohne sie jedoch gänzlich zu verdrängen. Etwas durchaus Eigenes hat er zu leisten – und etwas für unsere gesamte Nationalkultur unaufschiebbar Wichtiges. Rasch und möglichst umfassend hat er die gewaltige, brodelnde, widersprüchliche Kultur Europas nach dem Kriege zu sichten, sie kritisch zu analysieren, das Echte und wahrhaft Neue zu verteidigen, zu übernehmen und fortzuentwickeln – und das Unbrauchbare kategorisch abzuwehren. Darum ist er ständig außer Atem: wenn er schreibt, wenn er spricht, wenn er läuft,

sogar im Zimmer. Arbeit, Arbeit, Arbeit! Nennen wir jene unausgewogenen Jahre die Periode der *Wesni* („Waage“), einer Zeitschrift, die ihre glänzenden Mißerfolge gehabt hat und ihre aufrüttelnden Erfolge: entwickelte sie sich doch gemeinsam mit ihrem Begründer und Redakteur.

Und es naht die Zeit des ungestümsten Fluges, lange schon vorbereitet unter Suchen und Irren. Geo Milew empfängt im September 1923 jubelnd jede Nachricht von einem Sieg der Aufständischen. Nicht mehr Fragen der Kunst – nun packen ihn die Heldentaten des Volkes. Und danach: die Depression über das blutige Ende. Er, der gewohnt ist, nicht eine Minute zu verpassen, kann jetzt nicht arbeiten. Die Tragödie der Menschen wird zu seiner persönlichen Tragödie. Der Poet ist Poet zuerst im Leben, dann in der Poesie. Wie könnte er ein Feuer in den Menschenherzen entzünden, besäße er nicht die Gabe – mitunter auch die tragische Bürde –, alles tiefer zu durchleben als alle andern? So keimt in jenen Tagen bereits die Sprengkraft des Poems *September*.

Und nur wenige Monate später lodert eine berühmte „Flamme“ auf, um kurz, aber heftig, mit reinigender Kraft in unserem literarischen und gesellschaftlichen Leben zu brennen: *Plamak* („Flamme“). Das Credo seiner Zeitschrift formuliert Geo Milew so: „Wir wissen – über Macht und Staat steht das Volk. Das Heilige Volk. Wir können angesichts der Tragödie des Volkes nicht stumme Zuschauer bleiben... Wir werden sein, wo das Volk ist: bei dem Volk, unter dem Volk!“

Am 14. Mai 1925 – nicht bei einem literarischen Disput, sondern im Gerichtssaal – verteidigt Milew glänzend sein Poem *September*. Er habe nicht anders gekonnt, er habe es schreiben müssen, erklärt er, und er sei seinem Gewissen gefolgt. Und er weist den Gerichtshof warnend auf den Präzedenzfall hin, würde ein Dichter für eines seiner Werke verurteilt.

Ihm antwortet geistige Unbedarftheit, formuliert in der Urteilsbegründung: „Ein Dichter besingt die reine Kunst, er beschreibt oder preist sowohl düstere als auch schöne Ereignisse – doch tut er alles von einem hohen Thron aus, über dem kleinlichen Gezänk des Lebens stehend.“ In der Tat, bornierter und zynischer geht es nicht: ein Volksaufstand sei „kleinliches Gezänk“! Immer will es mir scheinen, daß Geo Milew, der selbst das Scheitern der ästhetischen Prinzipien einer „reinen Kunst“ erlebt hatte und eben Augenzeuge ihres Mißbrauchs geworden war, wohl sehr bitter und ironisch gelächelt haben muß. Er nahm das Urteil ruhig entgegen: ein Jahr Haft sowie 20 000 Lewa Geldbuße.

Das wirkliche Urteil aber lautete anders. Es ist bekannt: Vorladung zu einer „kurzen Überprüfung“ zur Sicherheitspolizei – und das unbekannte Ende. Die Art und Weise, wie es später bekannt wurde, hat etwas von den Tragödien der Antike oder Shakespeares, die er so liebte. Dreißig Jahre nach Geo Milews Tod wurde sein Schädel im Gerichtssaal vorgeführt, um mit seinem Glasauge zu enthüllen, daß der Dichter, nachdem man ihn in einer Sofioter Kaserne erdrosselt hatte, zusammen mit vielen anderen Ermordeten in einer Grube nahe Ilijanzi verscharrt worden war. Seine postume Zeugenschaft half, die Schuldigen zu überführen und zu bestrafen. Vergeltung kann der Gerechtigkeit dienen – aber einer verspäteten. Den Verlust vermag sie nicht zu ersetzen.

Er lebte das schwere Leben des
Gewissens . . .

Was Milew von seinem Dichterkollegen Dimtscho Debeljanow sagt, gilt nicht weniger für ihn selbst. Er hat ein schweres Leben des Gewissens gelebt: konsequent und ohne Kompromisse.

Geo Milew war eine große Persönlichkeit. Entschieden und entwaffnend, fordernd und fördernd, rückhaltlos und rücksichtslos, vielschichtig und einheitlich. Breitschultrig, untersetzt, nicht einmal großgewachsen, hinterließ er bereits physisch einen starken Eindruck – allein durch das jähe, einmalige Geo-Gesicht mit den schmalen, meist ironisch zugepreßten Lippen, der spitzen, leicht gebogenen Nase, dem einsamen, forschenden Auge, dem ungestümen Wasserfall aus Haar, zudeckend die Hälfte der hohen Stirn und das verlorene Auge. Ein seltener Fall, daß jemand selbst etwas an seinem Gesicht modelliert hat. Eigenartig: die faszinierende Ungenormtheit dieses Gesichts entsprach durchaus der inneren Welt seines Entwerfers.

Ich bemühe mich, nach den Erinnerungen seiner Zeitgenossen mir Geo Milew als Menschen vorzustellen. Die einen meinen, er sei „starrsinnig, spöttisch, mitunter verletzend, begeisterungsfähig, stürmisch“ gewesen; andere sagen, „zu Scherzen aufgelegt, spottlustig, fröhlich“ – und dies sogar nach der schweren Verwundung; wieder andere finden ihn, zumal nach den Schrecken des September 1923, „streng, finster, nur selten lächelnd“; am treffendsten aber dürfte diese Charakteristik sein: „Jeden Augenblick wechselte er die Stimmung und seinen Ausdruck; mal war er heiter, mal traurig, mal verächtlich schweigsam und verschlossen, mal bis zur Selbstvergessenheit redselig.“

Selten hat es in unserer Kulturgeschichte eine solche nach Leben dürstende, unruhige, fiebernde, explosive Gestalt gegeben, eine solche rebellische Seele, erfüllt von leidenschaftlichem Streben, Wahrheiten zu negieren und zu entdecken, revolutionäre Zusammenstöße und gesellschaftliche Umstürze herbeizuführen. Geo Milew war niemals Prediger, sondern Streiter – nicht bereit, ein mögliches Risiko einzukalkulieren: gleichviel, ob er den Ministerpräsidenten Zankow angriff

oder einen kleinen Literatenkläffer; gegen alle und jeden trat er an, wenn er es für richtig hielt: gegen die Unterdrücker von freier Meinung und Fortschritt, gegen die Totengräber der Kultur, gegen die geistig verfetteten Ästheten. Viele fühlten sich verletzt durch seine unversöhnliche Schärfe. Andere empfahlen ihm, sich doch ein wenig zu mäßigen, etwas sanfter zu taktieren . . . Doch Schärfe und Unversöhnlichkeit sind charakteristische Züge eines jeden, der Neues zu verkünden auftritt; weder im Leben noch in der Literatur läßt sich Neues mit akademischer Geruhsamkeit durchsetzen.

Seine Zeit war eine Epoche qualvoller Zusammenbrüche und sprunghafter Neuschöpfungen, und er unterzog viele alte Werte einer radikalen Umwertung, befragte auch soeben erst aufkommende Erscheinungen auf ihre Gültigkeit. Seine Zeit duldete keine langen Untersuchungen, sie verlangte nach raschem Prüfen, nach Erkundung während des Angriffs. Diese drängende Eile ist ein Wesenszug Geo Milews, aber auch einer gesamten Nation, die um Jahrhunderte zurückgeblieben war: die Gegenwart einzuholen! Der Geist jener revolutionären Epoche erforderte auch eine Revolutionierung des künstlerischen Schaffens; ruhige, ausgewogene Zeichnung wich atemlosem, raschem, scharfem Ausdruck. Und Geo Milew zerschlug verknöcherte Formen in Literatur, Malerei und Theater, brachte sie auf den Weg zu einem expressiveren, lebendigeren, wirksameren Stil.

Eine durch und durch bulgarische Erscheinung, ist Geo Milew zutiefst verbunden mit dem literarischen Prozeß im europäischen Rahmen. Er ahmte nicht anderswo in Mode Befindliches nach, sondern durchdachte es schöpferisch, verarbeitete es zu Eigenem. Dies trifft vor allem zu für sein Verhältnis zu der in jenen Jahren das Kunstleben Mitteleuropas bestimmenden Schule des Expressionismus. Während